JULIA OBERTREIS

„Ehemalige“, „Spießbürger“ und „Aktivisten“ –
Lebensstile und Konflikte in Leningrader
Kommunalwohnungen in den zwanziger Jahren

Julia Obertreis

„Ehemalige“, „Spießbürger“ und „Aktivisten“ - Lebensstile und Konflikte in Leningrader Kommunal- wohnungen in den zwanziger Jahren

Das Leben in russischen Großstädten während der Periode der Neuen Ökonomischen Politik (*Novaja Ekonomičeskaja Politika, NEP*) zeichnete sich durch eine Vielfalt von Lebensstilen aus. Betrachtet werden im folgenden häusliche Lebensstile in Petrograd/Leningrad. Die NEP bot diesen, im direkten wie im übertragenen Sinne, Räume. Es geht hier um eine Welt der häuslichen Sphäre, die weniger von den Vorstellungen und Anweisungen des Regimes geprägt war als andere Bereiche. Ihr nicht-offizieller Charakter macht es gleichsam schwieriger, sie zu untersuchen. Hier kommen Interviews mit Zeitzeuginnen und -zeugen zu Hilfe, die bei aller berechtigten quellenkritischen Vorsicht doch dazu beitragen können, häusliche (Lebens-) Welten zu erschließen.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, die verschiedenen Lebensstile umfassend darzustellen und zu analysieren. Vielmehr soll der Akzent auf bürgerliche Lebensstile und -welten im weitesten Sinne sowie den Lebensstil der „Ehemaligen“ gesetzt werden. Sie sind in der für sie typischen Beständigkeit bislang für die zwanziger Jahre kaum dokumentiert und kommentiert worden. Ein bürgerlicher häuslicher Lebensstil im weitesten Sinne war sowohl für groß- wie für kleinbürgerliche Schichten als auch für einen Teil der Arbeiterschaft und viele Parteiaktivisten maßgebend. Während das Kleinbürgerliche des häuslichen Privatlebens in den zwanziger Jahren durch das Regime ideologisch-moralisch diskreditiert wurde, konnte es, wie in einem abschließenden kurzen Ausblick skizziert wird, seit dem Ende der zwanziger Jahre vom Regime vereinnahmt werden. Die ausgeprägten Kontinuitäten in den Lebensstilen ließen die gesamte häusliche Sphäre aus der

Sicht des Regimes als rückständig erscheinen – eine Rückständigkeit, an der bis zum Ende der NÉP nichts verändert werden konnte.

Einerseits bot die NEP außer-offiziellen Lebensstilen einen Rahmen. Andererseits war es eine Phase, in der diese in Frage gestellt wurden. Dabei spiegelte die Haltung des Regimes die Widersprüchlichkeit der gesamten NÉP, die zwischen Laisser-faire und Restriktion lavierte.

Der enge Zusammenhang zwischen den Möglichkeiten der Äußerung häuslicher Lebensstile einerseits und den Wohnverhältnissen und damit der Wohnpolitik andererseits liegt auf der Hand. Die Instrumentalisierung von Lebensstilen im Wohnbereich, auch in den zahlreichen Wohnkonflikten, wird hier beleuchtet.

Ziel der folgenden Ausführungen ist es, die Kontinuitätslinien sichtbar zu machen, die die häusliche Sphäre charakterisieren. Es sollen aber auch die verschiedenen Faktoren gewichtet werden, die die Lebensstile beeinflussen, und aufgezeigt werden, daß die tatsächlichen Wandlungen von häuslichen Lebensstilen weniger von den Vorschriften des Regimes als von ökonomischen Zwängen und der Wohnpolitik bestimmt waren. Die Kommunalwohnung, eine vor allem für die frühe Sowjetperiode charakteristische Wohnform, erscheint als Brennpunkt gesellschaftlicher Auseinandersetzung, in der Lebensstile thematisiert wurden.

Unter Lebensstil wird hier ein „System kohärenter Ausdrucksformen und Orientierungsmuster“ verstanden.¹ Diese Definition stützt sich auf die Gedanken Max Webers zur „Lebensführung“ und das Konzept des Habitus von Pierre Bourdieu. Beide sehen dem Lebensstil ein einheitliches Prinzip zugrunde liegen, dem Neigungen, Präferenzen, ästhetischer Geschmack, auch Konsumverhalten entspringen.² Vom Standpunkt außenstehender Betrachtung ist dieses System als charakteristisch für eine soziale Gruppe oder gar für eine Kultur zu erkennen. Der Lebensstil bezieht sich auf gesellschaftliche, auch schichtenspezifische Konventionen, die den Charakter von Ritualen annehmen können, enthält aber auch das Element des individuel-

¹ Becher, Ursula A. J.: *Geschichte des modernen Lebensstils. Essen – Wohnen – Freizeit – Reisen* München 1990, S. 14. – Becher gibt in der Einleitung zu dieser Monographie einen knappen und prägnanten Abriß des Begriffs Lebensstil.

² Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Studienausgabe*. Tübingen 1972⁵, S. 535-539. – Bourdieu, Pierre: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt a.M. 1974, S. 143. – Ders.: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M. 1982, S. 282f.

len Gestaltungswillens. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe ist für seine Ausprägung entscheidend. In einer Phase schneller gesellschaftlicher Wandlung wie der NĖP unterliegen die Lebensstile, so ist zu vermuten, erheblichen Veränderungen.³ Andererseits bergen sie, wie deutlich werden wird, ein hohes Potential an Resistenz gegenüber Veränderungen, vor allem wenn sie der Erhaltung einer bedrohten Gruppenidentität dienen.

Für die Betrachtung von Lebensstilen im Sowjetrußland der zwanziger Jahre ist die Bedeutung der sich wiederholt drastisch wandelnden ökonomischen Bedingungen und Zwänge hervorzuheben, die, wie auch politische Maßgaben, die Manifestation von Lebensstilen immer prägen.⁴ Zudem ist „Lebensstil“ von dem zeitgenössischen Begriff „Lebensweise“ (*byt*) abzugrenzen. Der *byt* war stark vom in offiziellen Texten des Regimes geführten Diskurs geprägt. Die „neue Lebensweise“, meist vor dem Hintergrund der Kritik an der „alten Lebensweise“ präsentiert, machte keine schichten- oder klassenspezifische Unterscheidung und galt als universale Zielvorgabe. Sie ging von Arbeitern als Trägern der Lebensweise aus, die für alle anderen mitgedacht wurde. Zwar ist *byt* ein sehr umfassender Begriff, doch hatte die „neue Lebensweise“ ausgesuchte Themen, die sie immer wieder in den Vordergrund stellte. Dazu gehörten das Geschlechterverhältnis, die Einstellung zur Arbeit, religiöse Praktiken und der Alkoholkonsum. *Byt* beinhaltete immer eine Einordnung in die Spanne zwischen den Polen „neue“ und „alte“ Lebensweise und damit eine von politischen Vorgaben bestimmte Wertung. Der Begriff Lebensstil ist dagegen in erster Linie beschreibend. Der Ausdruck von Lebensstil läßt sich verschiedenen Lebensbereichen wie den Eß- und Trinkgewohnheiten, dem Wohnen und der Freizeit zuordnen. Im folgenden sollen vor allem die Wohnungseinrichtung und die zu Hause verbrachte Freizeit, aber auch in der Wohnung vollzogene religiöse Bräuche und das Familienleben betrachtet werden, also Teile eines häuslichen Lebensstils.⁵

³ Becher: *Geschichte*, S. 12-15. – Becher vermutet, daß sich „besonders in Umbruchphasen bestimmte Lebensstile schneller als kulturelle Wertsysteme ausbreiten.“ Ebd., S. 15.

⁴ Ebd., S. 14f.

⁵ Zum Freizeitbegriff und zur Zuordnung der Bereiche Freizeit und Wohnen zur Erforschung der Lebensstile siehe: Ebd., S. 108f., 153ff. – *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Bd. 11: Freizeit, Konsum, von Erwin K. Scheuch und Gerhard Scherhorn, Stuttgart 1977², S. 38ff.

Ort der Betrachtungen ist Petrograd, das im Januar 1924 nach Lenins Tod in Leningrad umbenannt wurde und in den zwanziger Jahren als ehemalige Hauptstadt eine besonders vielfältige Zusammensetzung seiner Einwohnerschaft aufzuweisen hatte.⁶ Neben einem relativ hohen Anteil von Vertretern des Adels und der hohen Beamtenschaft lebten in der Stadt Geistliche verschiedener Religionsgemeinschaften und viele Vertreterinnen und Vertreter der künstlerischen Berufe. Gleichzeitig hatte die Bevölkerung Leningrads aber auch seit Jahrzehnten einen hohen Anteil an Arbeitern sowie an Zugereisten vom Land, die wiederum in der Regel als Saison- und Industriearbeiter oder Hausangestellte in der Stadt Fuß faßten.⁷ Vor der Revolution waren hier bürgerliche Lebensstile weit verbreitet gewesen, auch in kleinen Teilen der Arbeiterschaft. Dabei ist hier nicht Bürgerlichkeit im Sinne einer bürgerlichen Öffentlichkeit gemeint, die im vorrevolutionären Rußland, auch in St. Petersburg, nur rudimentär existierte, sondern im Sinne eines bürgerlichen häuslichen Lebens, das sich auf Abgeschiedenheit, eine spezifische Raumverteilung und eine klare Geschlechterrollenverteilung gründet und in dem die Familie eine zentrale Position einnimmt. Auch bildungsbürgerliche Einflüsse spielen hier eine Rolle.⁸

Leningrad war mehr als jede andere Stadt ein Musterbeispiel staatlicher sowjetischer Wohnpolitik. Durch den hohen Grad an städtebaulicher Entwicklung, der mit der großen Zahl der seit Mitte des 19. Jahrhunderts und bis 1913, besonders aber in den Jahren um die Jahrhundertwende entstandenen großen Mietshäusern gegeben war, bot die Stadt eine Struktur, die

⁶ Im März 1918 wurde Moskau zur Hauptstadt, und die Regierung zog dorthin um.

⁷ Schlögel, Karl: *Jenseits des Großen Oktober. Das Laboratorium der Moderne Petersburg 1909-1921*. Berlin 1988, S. 31. – Juchneva, N. V.: *Ėtničeskij sostav i ėtnosocial'naja struktura naselenija Peterburga. Vtoraja polovina XIX - načalo XX veka. Statističeskij analiz*. Leningrad 1984, passim. – Siehe auch die Ergebnisse der Volkszählung von 1926, z.B. in: *Vsesojuznaja perepis' naselenija 1926 g.*, Bd. LIV, Abteilung VI: *Žiliščnye uslovija gorodskogo naselenija SSSR*. Moskau/Leningrad 1932, Tabelle IX, S. 136.

⁸ Raschka, Johannes: Bürgerliche Lebenswelten. Unternehmer in St. Petersburg zwischen 1860 und 1914, in: *St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg Eine Stadt im Spiegel der Zeit*. Kreuzberger, Stefan/Kaiser, Maria/Mannteufel, Ingo/Unser, Jutta (Hg.), Stuttgart 2000, S. 92-105. – Perrot, Michelle: Formen des Wohnens, in: *Geschichte des privaten Lebens*. Ariès, Philippe/Duby, Georges (Hg.), Bd. 4: *Von der Revolution zum Großen Krieg*. Perrot, Michelle (Hg.), Frankfurt a.M. 1992 (Paris 1987), S. 313-330, hier S. 313-319.

durch die Wohnpolitik der Bolschewiki völlig verändert wurde.⁹ Die großen Miethäuser, die vor allem im Stadtzentrum lagen, wurden bis 1921 ausnahmslos enteignet und zum Eigentum der Stadt erklärt.¹⁰ Die zwischen 1917 und 1920 durchgeführte „Umquartierung“ (*pereselenie*) der Arbeiter aus den Randbezirken der Stadt in die herrschaftlichen Wohnungen des Stadtzentrums war die propagandistisch motivierte Umsetzung des revolutionären „Programms“ der Bolschewiki für die Wohnpolitik. Es stand unter dem Motto „Aus den Hütten in die Paläste!“.¹¹ Bis 1921 hatten sich nicht nur die Besitzverhältnisse in bezug auf die Häuser und Wohnungen, sondern mit der Umquartierung auch die Struktur der großen Wohnungen im Stadtzentrum entscheidend geändert. Aus der Umverteilung des Wohnraums, die während der zwanziger Jahre andauerte, entstanden die berühmten berüchtigten „Kommunalwohnungen“, die auch heute noch die Wohnsituation in der Stadt prägen. Häufig waren die ehemaligen Besitzer oder Bewohner einer Wohnung „eingeeengt“ worden (*uplotnenie*). Ihnen wurden ein oder zwei Zimmer überlassen, die übrigen an jeweils eine Mietpartei vergeben. Statt der üblichen Aufteilung der Wohnung in Esszimmer, Schlafzimmer, Arbeitszimmer etc. hatte nun jede Familie in der Regel ein oder zwei Zimmer zur Verfügung, die multifunktional genutzt werden mußten. Küche, Bad und Flur wurden zu Gemeinschaftsräumen. Die für die klassische bürgerliche Wohnung konstitutive spezifische Raumaufteilung war damit nicht mehr gegeben, und das Privatleben verdichtete sich in einem oder zwei Räumen. Die Wohnpolitik trug maßgeblich zu einer Entbürgerlichung der Stadt bei.

Nach den Angaben der Volkszählung von 1926 lebten 24 Prozent der städtischen Gesamtbevölkerung in separaten Wohnungen und 73 Prozent in Kommunal- oder Vermieterwohnungen, und der Anteil der Gemeinschafts-

⁹ Schlögel: *Jenseits*, S. 58-60. – Einen nach Architekten geordneten Überblick über die in dieser Zeit entstandenen (Miets-)Häuser gibt *Architektury-stroiteli Sankt-Peterburga seređiny XIX - načala XX veka. Spravočnik*. Kirikov, B. M. (Hg.), St. Petersburg 1996.

¹⁰ Central'nyj Gosudarstvennyj Archiv Sankt-Peterburga (CGA SPb), f. 3199 (Bestand der Kommunalwirtschaftsabteilung des Exekutivkomitees des Leningrader Gebietes), op. 13, d. 335, l. 210.

¹¹ Jahn, Hubertus F.: *The Housing Revolution in Petrograd 1917-1920*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, Bd. 38/2, 1990, S. 212-227. – Da die Umquartierung auf den Widerstand aller davon Betroffenen stieß, blieb sie in ihrem Umfang weit hinter den Erwartungen zurück. Zudem verlief sie weit weniger organisiert und kontrolliert als in der sowjetischen Literatur dargestellt.

wohnungen stieg in den folgenden Jahren noch an.¹² 1925 war etwa die Hälfte der Einwohner Leningrads als Ver- oder Untermieter in den grauen Markt des privaten Untervermietens involviert.¹³ Die „Wohnungsvermieter“ (*kwartirochozjain, kvartironanimatel'*) vermieteten einzelne Zimmer unter. Sie konnten sich ihre Untermieter selbst aussuchen und die Miethöhe festlegen. Allerdings mußten sie die gesetzlich fixierten Mieten, die nach „sozialer Position“ und Einkommens- bzw. Lohnhöhe gestaffelt waren, an die Hausverwaltung abführen. Das private Untervermieten war vom Stadtso-wjet akzeptiert, mußte aber 1929 auf Druck des NKVD offiziell verboten werden.¹⁴

Schon ab Mitte der zwanziger Jahre wurden Vermieterwohnungen, zum Teil auf Betreiben ihrer Bewohner selbst, zu Kommunalwohnungen. Nun wurde der Wohnraum von der Hausverwaltung vergeben. Die Zusammensetzung der Bewohner solcher Wohnungen war in vielen Fällen abenteuerlich. Die durch Zugehörigkeit zu bestimmten Ständen und Konfessionen, soziale Stellung, geographische Herkunft sowie berufliche Tätigkeit geprägten Lebensstile prallten in den zwanziger Jahren nirgendwo unvermittelter aufeinander als hier. Die Nachbarn lebten miteinander in ständigem Zwangskontakt. Das Zusammenleben führte zu häufigen Konflikten, aber auch zu vielfältigen Kontakten, die durchaus positiv erlebt werden konnten. Die räumliche Enge sowie die Tatsache, daß sich die Bewohner einer solchen Wohnung in einen spezifisch geprägten öffentlichen Raum begaben, sobald sie ihr Zimmer verließen, führte zu einem hohen Maß an sozialer Kontrolle, die von Nachbarinnen und Nachbarn ausgeübt wurde. Der Lebenswandel der Mitbewohner wurde registriert und bewertet, von einer ungeschriebenen Norm abweichendes Verhalten konnte durch verbale Attacken, Spott und kritische Bemerkungen geahndet werden. In größeren Wohnungen mit vielen Mietparteien bildeten sich wechselnde Untergruppen von Nachbarn, die mit- und gegeneinander agierten.¹⁵ In manchen Wohnungen

¹² Basierend auf den Zahlen der Volkszählung, die hier eine Gesamtbevölkerung von 1,52 Mio. ermittelte *Vsesojuznaja perepis' naselenija 1926 g.*, Tabelle IX, S. 136f.

¹³ *Žiliščnoe Delo*, 1926, Nr.14/15, S. 8.

¹⁴ CGA SPb, f. 3199, op. 13, d. 486, l. 3f., 69ob., 70.

¹⁵ Das geht aus verschiedenen Memoiren sowie aus Interviews mit Zeitzeuginnen und -zeugen hervor. Hier wird das Material aus 19 Interviews benutzt. Die Befragten sind zwischen 1905 und 1922 geboren. Aus Gründen der von ihnen gewünschten Anonymität werden sie im folgenden mit Vor- und Vatersnamen genannt.

traten Personen auf, die in einem Interview als „Ideologiechefs“ bezeichnet wurden. Sie konnten Parteimitglieder oder Hausverwalter sein und kontrollierten ihre Mitbewohner aus eigener Initiative auf von ideologischen Vorgaben abweichendes Betragen.¹⁶ Das Zusammenleben in den Kommunalwohnungen mußte sich in den ersten Jahren selbständig organisieren, da die Wohnungen von den Behörden weitgehend sich selbst überlassen wurden. Die soziale Kontrolle hatte in dem Prozeß der Selbstorganisation und -regulierung eine zentrale Funktion.

Zunächst soll umrissen werden, welche Leitbilder und offizielle Normen in der Presse und in der zeitgenössischen Literatur hierfür entworfen wurden, anhand welcher Vorgaben also der häusliche Lebensstil vom Regime bewertet wurde. Die „häusliche Lebensweise“ (*domašnij byt*) war durchaus im Visier von Partei, Komsomol und Gewerkschaften. Es galt, sie zu revolutionieren. Dafür sollten vor allem die in den einzelnen Wohnhäusern gegründeten Wohngenossenschaften zuständig sein, denen aufgetragen wurde, staatliche Kulturpolitik in den Häusern zu vertreten und sie durch Klubs und „Rote Ecken“ den Bewohnern zu vermitteln.¹⁷ Was aus diesem Auftrag in den einzelnen Häusern entstand, war sehr unterschiedlich und reichte von völligem Ignorieren der „Kulturarbeit“ bis zu leidenschaftlichem Engagement für Wandzeitungen, Vorträge, Aufführungen antireligiöser Theaterstücke und anderes.¹⁸

Die zu Hause verbrachte Freizeit war insgesamt ein von Komsomol und Partei wenig beachteter Bereich. Vielmehr akzentuierten offizielle Texte außerhäusliche Aktivitäten, wenn es um die Freizeit von Arbeiterinnen und Arbeitern ging. Für die Freizeitgestaltung galt der Grundsatz: „Erholung und Vergnügen sollen kollektiv sein.“¹⁹ Dementsprechend fand die Freizeit nicht zu Hause statt, „nicht im engen Kreis naher Kameraden, sondern in der Umgebung des großen Kollektivs, in der Umgebung jener vielgesich-

¹⁶ Interview mit Ekaterina Nikolaevna, geboren 1921, Interview vom 4.08.1995.

¹⁷ Žilec. *Priloženje k žurnalu Žiliščnoe tovariščestvo. Žilišče i chozjaštvo*, 1925, Nr. 18, S. 129.

¹⁸ Vgl. Obertreis, Julia: Jedes Haus eine „proletarische Festung“? Wohngenossenschaften in Leningrad zwischen Hausverwaltung, Klassenkampf und Kulturpolitik (1922-1937). in: *St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg*, S. 162-178.

¹⁹ Kagan, A. G.: *Molodež' posle gudka*. Moskau/Leningrad 1930, S. 113.

tigen, doch einigen werktätigen Familie, die die Arbeiter und Arbeiterinnen unserer Fabriken und Betriebe bilden.“²⁰

Im Vordergrund des Parteidiskurses über Freizeit standen politische Zirkel, Exkursionen und Klubabende mit Kino und Lesungen. Wenn zu Hause verbrachte Freizeit in Presse und Literatur thematisiert wurde, dann häufig im Zusammenhang mit den Sünden der „alten Lebensweise“ (*staryj byt*) wie Kartenspiel und Alkoholkonsum, deren weite Verbreitung vor allem in Wohnheimen von Arbeitern beklagt wurde.²¹ Positiv gewertete Möglichkeiten der häuslichen Freizeitgestaltung waren dagegen Lesen und Radio-Hören. Über das Buch und das Radio nahm der Mensch auch zu Hause am öffentlichen Leben teil und partizipierte am offiziellen sowjetischen Kulturprogramm. Lesen und Radio-Hören bedeutete, sich weiterzubilden, aktiv die eigene Entwicklung zu gestalten, im weitesten Sinne also an der Schaffung des vielbeschworenen „neuen Menschen“ in sich selbst mitzuwirken.

Die Vorstellungen des Regimes für die Wohnungseinrichtung werden an einem Modell für ein „Zimmer des Aktivisten“ deutlich, das 1929 auf einer vom Komsomol veranstalteten „Alltagsleben-Konferenz“ gezeigt und als „vorbildliches“ Zimmer präsentiert wurde (siehe Bildteil).²² Seine Einrichtung ist von konstruktivistischen, rationalistischen Tendenzen beeinflusst, die in den zwanziger Jahren in Kunst und Arbeitswelt stark rezipiert wurden. Die Wohnungseinrichtung, so wurde in der Presse vermittelt, hatte einfach und funktional zu sein. Hier waren vor allem Argumente der Hygiene ausschlaggebend. Große, sperrige Möbel erschwerten nur das Säubern der Wohnung, und die ideale Wohnung sollte vor allem „sauber“ und „hell“ sein.²³ Möbelstücke wie die Kommode, die schwer und solide waren, gerieten in Verruf, weil sie als „Anzeichen von Spießbürgertum“ und „Bollwerk eines verschmähten Lebens“ erschienen.²⁴ Hier wirkte vor allem der Zeitgeist, der Beweglichkeit und Bereitschaft zur Veränderung forderte. Es wurden Möbel empfohlen, die Mobilität möglich machten, so ein „Zimmer im Koffer“, das die *Leningradskaja Pravda* 1928 vorstellte.²⁵ Das „Zimmer des Aktivisten“ zeichnet sich durch geometrische Formen und

²⁰ Ebd., S. 123.

²¹ Z.B. in: Oborn, A.: *Po rabočim kazarmam*. Moskau/Leningrad 1929, S. 17, 52.

²² Smena, 1929, Nr. 15, S. 15.

²³ Roslavlev, M. I.: *Ochрана i uchod za žiliščem*. Leningrad 1925, passim.

²⁴ Granin, D.: *Leningradskij katalog* Leningrad 1986, S. 68.

²⁵ *Leningradskaja Pravda*, 30.03.1928, S. 5.

eine gewisse Strenge aus. Es entbehrt jeglicher persönlichen Attribute und vermittelt, beherrscht von dem über allem schwebenden Porträt Lenins, die Atmosphäre eines beinahe öffentlichen Raumes.

In der Darstellung häuslicher bürgerlicher Lebensstile in der Presse war von *něpmany* die Rede, häufiger noch von „Kleinbürgern“ oder „Spießbürgern“ (*meščane, obyvateli*). *Něpmany* waren auf Vergnügen und Profit aus. Sie hatten große Wohnungen, in denen sie sich zum Tanzen und Kartenspielen trafen und sich von Austern und anderen Delikatessen ernährten. Dagegen war der „Spießbürger“ hausbackener, er war damit zufrieden, in seiner gemütlichen, warmen, möglichst separaten Wohnung zu sitzen und seine Liebesspeisen zu verzehren. Der vielfach diskreditierte Lebensstil der „*Něpmany*“ wies allerdings einige Züge auf, die auch dem der Spießbürger zugeschrieben wurden. Beiden Typen wurde ihr „Individualismus“ vorgeworfen. Und beide wurden mit der Einzelwohnung in Verbindung gebracht, die auch als *individual'naja kvartira*, also „individuelle Wohnung“, bezeichnet wurde.²⁶ Räumliche Abgeschlossenheit, die in der separaten Wohnung im Gegensatz zur Kommunalwohnung möglich war, wurde mit meist negativ bewerteter Individualität assoziiert. Die „zurückgezogene Eingeschränktheit der spießbürgerlichen Wohnungen“²⁷ wurde ebenso gegeißelt wie die behäbige Gemütlichkeit der Wohnungseinrichtung. Das Modell des „Zimmers des Spießbürgers“ (siehe Bildteil), das dem „Zimmer des Aktivisten“ gegenübergestellt war, macht deutlich, welche Attribute solcherart verachtet wurden: die Blumen am Fenster, der große Spiegel an einem Frisiertisch, die Nippesfiguren auf dem Regal, der Schreibtisch zur zurückgezogenen stillen Arbeit eines Einzelnen, die Familienporträts.²⁸

Der Darstellung bürgerlicher Lebensstile in der Presse ist der Versuch entgegentzustellen, durch die Befragung weiterer Quellen bürgerliche Lebenswelten und Lebensstile authentischer, abseits der Klischees, zu erfassen. Hier sind vor allem Interviews mit Zeitzeuginnen und –zeugen zu nennen. Sie erlauben Einblick in bürgerliche Lebenswelten, die für Angestellte,

²⁶ Z. B. in einem Artikel über Kommunehäuser in der *Krasnaja Gazeta*, večernij vypusk, 4.04.1930, S. 3.

²⁷ Ber, July: *Kommuna segodnja*, o. O., 1930, S. 67.

²⁸ *Smena*, 1929, Nr. 15, S. 15.

Angehörige der Intelligenzija sowie Teile der Arbeiterschaft charakteristisch waren.²⁹

Es erstaunt, wie unberührt diese zum Teil in den zwanziger Jahren blieben, trotz der Bemühungen der „Roten Ecken“ in den Wohngenossenschaften. Die Kontinuitäten werden an den Wohnungseinrichtungen deutlich, die sich zum Teil erhalten ließen. Zinaida Grigor'evna berichtete von ihrer Wohnungsausstattung der zwanziger Jahre, die noch aus der Zeit stammte, als ihre Eltern ein eigenes Haus besessen hatten. Unter anderem erinnerte sie sich an Gemälde, zwei große Spiegel, einen Pfeilerspiegel (*trjumo*), eine Liege (*ottomanka*) und zwei große ausgestopfte Tiere, eine Schildkröte und ein Krokodil, die der Onkel, so hieß es in der Familie, vom Russisch-Japanischen Krieg mitgebracht hatte.³⁰ Andere, wie die Familie des Schriftstellers Ven'jamin Kaverin, hatten die Wohnungsausstattung mit der Umverteilung des Wohnraumes von den früheren Besitzern bzw. Bewohnern der Wohnung „geerbt“. Kaverin berichtete von einer „verschnörkelten, teuren Ausstattung“ und einer „abgeschmackten Erlesenheit der Tapeten“.³¹ Die Eltern einer Zeitzeugin übernahmen als Parteifunktionäre eine Rechtsanwaltswohnung, die hellblaue Seidentapeten, eine weiße Marmorbadewanne und anderen Luxus zu bieten hatte, darunter ein Bidet, von dem die neuen Bewohner nicht wußten, wozu es zu benutzen sei.³²

An den Wohnungseinrichtungen vieler Arbeiterfamilien änderte sich während der zwanziger Jahre kaum etwas. Die Erzeugnisse der sowjetischen Möbelindustrie folgten vorrevolutionären Mustern, waren wenig innovativ und vor allem kaum erschwinglich. Zudem lebten Arbeiterfamilien in der Regel nach wie vor so beengt, daß sie keinen Platz für neue Möbel hatten. So wurden die bereits vorhandenen Möbel, meist ein Tisch, ein paar

²⁹ Einschränkung ist anzumerken, daß im folgenden vor allem das Leben im Stadtzentrum dokumentiert ist.

³⁰ Interview mit Zinaida Grigor'evna, geboren 1921, Interview vom 20.10.1998. – Vor der Revolution war der Vater Ehrenbürger der Stadt St. Petersburg gewesen, die Mutter Hausfrau.

³¹ Kaverin, V. A.: *Sobranie sočinenij v 8-i tomach*, Bd. 7: *Osveščennye okna* (Trilogija), Teil 3: *Petrogradskij student*. Moskau 1983, S. 400f., 404f.

³² Interview mit Klara Gavrilovna, geboren 1921, Interview vom 25.09.1998.

Stühle, ein Divan und ein sperriger Schrank, bei jedem Umzug mitgenommen.³³

Auch in der Freizeitgestaltung fallen die Kontinuitäten auf. Kartenspielen, das während der Bürgerkriegsjahre und dann wieder zum Ende der zwanziger Jahre in der Presse und durch die Partei geächtet und kriminalisiert wurde, war in weiten Kreisen von Arbeitern und Angestellten, wie auch vor der Revolution, sehr beliebt.³⁴ Ekaterina Gareginovna berichtete davon zum Beispiel in bezug auf ihre Eltern, die Jurist und Verkäuferin von Beruf waren. An manchen Abenden habe ihr Vater mit anderen Männern um niedrige Geldbeträge Karten gespielt, während die Ehefrauen in die Philharmonie oder die „Music-Hall“ gingen.³⁵ V. I. Kudrov, der in den frühen zwanziger Jahren in Leningrad Kunst studiert hatte, beschrieb in seinen Memoiren das Ehepaar, bei dem er 1928 als junger Künstler ein Zimmer mietete. Das *Nepman*-Leben dieser Leute charakterisierte Kudrov vor allem über das Kartenspiel. Der Vermieter spielte jeden Tag mit einem befreundeten Arzt, und seine Frau, Halbfranzösin, liebte die Preference, zu der sie einmal in der Woche zu sich einlud. Die Mutter der Vermieterin, die Kudrov als „Pik-Dame“ bezeichnete (in Anlehnung an die gleichnamige Erzählung von Puškin), beschrieb er wie folgt: „Sie saß immer im Sessel, umhüllt vom Rauch der Papirossy, die sie nicht aus dem Mund nahm. Die wächserne Alte mit den zitternden Händen legte komplizierte Patienzen und trank den ganzen Tag Kaffee.“³⁶

Häusliche Parties von jungen Leuten wurden nicht mit Austern gekrönt, sondern mit „vinegret, Wodka und Wurst“.³⁷ Nach einem solchen Abendes-

³³ Belousov, V. Ja.: Kul'turnye zadaci žiliščnoj kooperacii, in: *Žiliščnaja kooperacija v kapitalističeskom i sovetskom stroe*. Meščerjakov, N. L. (Hg.), Moskau/Leningrad 1926, S. 6-34, hier S. 25. – Ders.: Oborudovanie rabočego žilišča, in: *Za novoe žilišče*. Larin, Ju./Belousov, V. (Hg.), Moskau 1930. – Meyer, Gert: Alltagsleben sowjetischer Industriearbeiter Mitte der zwanziger Jahre, in: Peter Brokmeier/Rainer Rilling (Hg.): *Beiträge zur Sozialismusanalyse II*. Köln 1979, S. 244-292, hier S. 256f.

³⁴ Zur staatlichen Politik in bezug auf das Kartenspielen: Čistikov, Aleksandr: Gosudarstvo protiv kartočnoj igry, in: *Normy i cennosti povsednevnoj žizni. Stanovlenie socialističeskogo obraza žizni v Rossii. 1920-30-e gody*. Vihavainen, Timo (Hg.), St. Petersburg 2000, S. 299-316.

³⁵ Interview mit Ekaterina Gareginovna, geboren 1918, Interview vom 6.03.1998.

³⁶ Kudrov, V. I.: *Pamjatnye dni i gody. Zapiski chudožnika*. St. Petersburg 1994, S. 83.

³⁷ Interview mit Tat'jana Michajlovna, geboren 1909, Interview vom 9.03.1998. – *Vinegret* ist ein Gemüsesalat, bestehend meist aus Kartoffeln, roter Beete, Zwiebeln und Gurken.

sen wurde dann bei jemandem aus dem Kreis der Schulfreunde zu Hause auf dem Flügel Walzer und Foxtrott gespielt und dazu getanzt, meist samstags abends.³⁸ Bei anderen kam die Musik vom Koffergrammophon (*patefon*), in späteren Jahren aus dem Radio. Ekaterina Gareginovna hörte mit ihren Freunden Platten mit der Musik von Vertinskij und Leščenko, dazu tanzten sie Foxtrott. Zuweilen spielte der Vater auch auf der Gitarre, und sie sangen Romanzen.³⁹ Bei städtischen häuslichen Parties waren die sogenannten „westlichen“ Tänze wie Foxtrott und Tango sehr populär, die (im Gegensatz zu den in den dreißiger Jahren vom Regime favorisierten Gruppentänzen) auf engstem Raum getanzt werden konnten. Doch die westlichen Standardtänze, ebenso wie die Romanzen, waren keineswegs unumstritten. Von Komsomol und Partei wurden sie als westliche, bourgeoise Einflüsse und wegen ihrer erotischen Komponente verdammt.⁴⁰ Häusliche Feiern wurden bevorzugt in separaten Wohnungen abgehalten, fanden jedoch auch, wie vor allem in zeitgenössischen Romanen und Kurzgeschichten beschrieben, in Kommunalwohnungen statt. Mit welch sorgsam und aufwendigen Vorbereitungen ein Ehepaar in seinem Kommunalwohnungszimmer eine private Feier arrangiert, um sie vor den neugierigen Blicken der Wohnungsnachbarn möglichst verborgen zu halten, wird in einem Roman Pantelejmon Romanovs eindrücklich geschildert.⁴¹

Ein anderer, gut dokumentierter Aspekt der bürgerlichen Lebenswelt ist die Einhaltung religiöser Feiertage und Bräuche. Wie auch schon vor der Revolution hatten große Teile der Intelligenzija und des Bürgertums, unabhängig von der Glaubensgemeinschaft, eine eher formale Einstellung zur kirchlichen Religiosität. Tief gläubig waren wenige, doch die Feiertage und die damit verbundenen Bräuche beachteten fast alle, und sie waren auch in den zwanziger Jahren unabdingbarer Bestandteil des alltäglichen Lebens.⁴² Augenfälliges Zeichen (formaler) Religiosität sowie traditionelles Element

³⁸ Ebd. – Tat'jana Michajlovnas Eltern sind Adelige gewesen, der Lebensstil der Familie ist aber sowohl vor wie nach der Revolution durchaus bürgerlich zu nennen.

³⁹ Interview mit Ekaterina Gareginovna.

⁴⁰ Zu den Tänzen: Lebina, N. B.: *Povsednevnaja žizn' sovetskogo goroda. normy i anomalii 1920-1930 gody*. St. Petersburg 1999, S. 259f. – Sutes, Richard: *Russian popular culture. Entertainment and society since 1900*. Cambridge 1992, S. 49. – Kagan: *Molodež'*, S. 38ff. – Vgl. auch den Artikel von Matthias Stadelmann in diesem Heft.

⁴¹ Romanow, Panteleimon: *Drei Paar Seidenstrumpfe*. Berlin 1932, S. 45ff.

⁴² Lebina: *Povsednevnaja žizn'*, S. 121.

der Wohnungseinrichtung waren die Ikonen, die in den zwanziger Jahren noch viele Wohnungen zierten. Sie waren eines der meistzitierten Attribute bei der Beschreibung der „alten Lebensweise“, die es in der Auffassung des Regimes zu überwinden galt.

Auffallend häufig ist in der Erinnerungsliteratur das Osterfest beschrieben, das trotz allen propagandistischen Gegensteuerns sehr populär blieb.⁴³ Mit den religiösen Feiertagen, vor allem Ostern und Weihnachten, wurden im Alltag vieler Familien in erster Linie spezielle Speisen und gutes Essen verbunden. Marija Lionovna, deren Familie armenisch ist, schwärmte in der Erinnerung von armenischen Spezialitäten und einer Blätterteigpastete mit Butter und Fisch, die „geradezu im Mund geschmolzen ist“. Zu Ostern wurde in ihrer Familie neben dem armenischen Ostergebäck auch das russisch-orthodoxe, der *Kulič*, zubereitet.⁴⁴ Die durch die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Religionsgemeinschaften entstandenen Prägungen trugen zu der Vielfalt der Manifestationen bürgerlicher Lebensstile bei. Am Beispiel der Festtagsspeisen wird deutlich, wie direkt deren Ausdrucksformen von den Möglichkeiten des Marktes und der jeweiligen wirtschaftlichen Lage der Individuen abhängig waren. So wurde es in den frühen dreißiger Jahren mit der Rationierung von Lebensmitteln für viele unmöglich, die für die traditionellen Ostergebäcke benötigten Zutaten zu beschaffen.⁴⁵ Die Kontinuitäten der häuslichen Lebensstile wurden zum Teil durch die wirtschaftlichen Optionen der NEP möglich. Das gilt vor allem für den Zugang zu Lebensmitteln.

In bezug auf Familienleben und Ehe bieten die Interviews insgesamt das Bild von patriarchalisch geprägten Familien, die sich durch gegenseitige Unterstützung und Zusammenhalt auszeichneten. Die befragten Zeitzeuginnen und -zeugen entstammten verschiedenen Schichten, und die Schilderung der Familie als stabile, zentrale Bezugsgruppe und emotional positiv besetzte Institution erfolgte durchgängig. Ausnahmen bildeten nur die, die als Jugendliche ihre Eltern aus verschiedenen äußeren Gründen verloren oder verlassen hatten. Auch wenn das hier benutzte Sample von Interviews

⁴³ Z.B.: Kudrov: *Pamjatnye dni*, S. 32.

⁴⁴ Interview mit Marija Lionovna, geboren 1916, Interview vom 3.10.1998.

⁴⁵ Man'kov, Arkadij Georgievič: *Iz dnevnika rjadovogo čeloveka (1933-1934)*, in: *Zvezda* 1994, Nr. 5, S. 134-183, hier: Eintrag vom 17.04.1933, S. 140f. – Interview mit Alla Markovna, geboren 1918, Interview vom 28.03.1998.

keine repräsentativen Aussagen ermöglicht, so ist doch die Übereinstimmung der Aussagen ein Befund, der es erlaubt, davon zu sprechen, daß die Familie weitgehend intakt blieb und häusliche Lebenswelten dominierte. Zwar wird auch von Generationskonflikten berichtet, die dadurch zustande kamen, daß die Kinder einerseits in sowjetischen Schulen und vor allem den kommunistischen Jugendorganisationen sozialisiert, zu Hause aber mit ganz anderen Werten und Traditionen konfrontiert wurden. Diese Konflikte entbrannten vor allem um Fragen von Religion und die Einhaltung religiöser Bräuche.⁴⁶ So lehnten Kinder z.B. den reich gedeckten Ostertisch oder den Tannenbaum zu Weihnachten ab, weil sie in der Schule gelernt hatten, daß es nicht richtig sei, diese Bräuche zu begehen. Für Arbeiterfamilien sind heftige Kämpfe zwischen den Generationen um Kirchgang, kirchlich getraute Ehen und kirchliche Taufen belegt.⁴⁷ Auch mag die Interviewsituation mit ihren Spezifika dazu geführt haben, daß tiefergehende Konflikte der Interviewpartner mit ihren Eltern nicht zur Sprache gebracht wurden.⁴⁸ Doch selbst in Anbetracht eventuell unterschlagener oder inzwischen verdrängter Auseinandersetzungen kam die stabile Familienordnung mittelbar durch die Schilderung von „Geschichten“ aus dem Alltag klar zum Ausdruck. Dazu gehörte nicht nur die Unterordnung der Frau unter den Mann, sondern auch die der Kinder unter die Eltern. Die elterliche Autorität wurde von den Kindern in der Regel über die schulische gestellt.⁴⁹

Hausarbeit war nach wie vor Frauensache und wurde auch dann nur zum Teil „ausgelagert“, als mit öffentlichen Kantinen und der verstärkten Einrichtung von Kindergärten und -krippen im Zuge der „Vergesellschaftung

⁴⁶ Interview mit Marija Lionovna. – Interview mit Boris Fedorovič, geboren 1913, Interview vom 12.10.1998.

⁴⁷ Ketinskaja, V./Slepkov, V.: *Žizn' bez kontrolya. Polovaja žizn' i sem'ja rabočej molodeži*. Moskau/Leningrad 1929, S. 81. – Vgl. auch: Hoffmann, David L.: *Peasant Metropolis. Social identities in Moscow, 1929-1941*. Ithaca 1994, S. 184f

⁴⁸ Vgl. Hagemann, Karen: „Ich glaub' nicht, daß ich Wichtiges zu erzählen hab' ...“. Oral History und historische Frauenforschung, in: *Oral History: mündlich erfragte Geschichte; acht Beiträge*. Vorländer, Herwart (Hg.), Göttingen 1990, S. 29-48, hier S. 43.

⁴⁹ Allerdings ist auch zu beobachten, daß die Eltern versuchten, die Veränderungen in den Wertevorstellungen ihrer Kinder zu akzeptieren. Sie taten dies in dem Bewußtsein, ihre Kinder in Schwierigkeiten bringen zu können, sollten sie auf der Einhaltung von Konventionen und Bräuchen bestehen. Beispiele sind hier das Tragen von Schmuck, das im Komsomol verboten war und die Teilnahme an Maßnahmen der antireligiösen Propaganda. Interview mit Marija Lionovna. – Interview mit Alla Markovna.

der Lebensweise“ (*obobščestvlenie byta*) städtische Alternativen zum privaten Haushalt entstanden.⁵⁰ Bei erfolgreicher Durchsetzung hätte die „Vergesellschaftung“, die verstärkt mit dem Beginn des Ersten Fünfjahresplanes propagiert wurde, eine erhebliche Reduzierung der Bedeutung häuslicher Lebenswelten zur Folge gehabt. Doch scheiterte sie weitgehend, wobei neben den fehlenden finanziellen und technischen Mitteln auch die Ablehnung durch einen großen Teil der Bevölkerung eine Rolle spielte. Für viele Familien war es nicht erstrebenswert, die häusliche Küche durch eine Kantine zu ersetzen. Hier wirkten sich Gewohnheit und individuelle Vorlieben ebenso aus wie die Qualität des Kantinenessens.⁵¹

In vielen Haushalten waren nach wie vor Hausangestellte beschäftigt, eine Bevölkerungsgruppe, die in der westlichen Literatur zu den zwanziger Jahren bislang kaum Beachtung fand. Vor der Revolution war es für bürgerliche Haushalte die Norm gewesen, eine Köchin, ein Zimmermädchen und einen Diener zu beschäftigen.⁵² Auch während der zwanziger Jahre arbeiteten in vielen Haushalten Hausangestellte, die bei ihren Arbeitgebern wohnten.

Ein nicht seltenes Bild jener Jahre war der Familienvater, der nach seiner Rückkehr von der Berufsarbeit nach Hause hier von seiner Frau oder der Hausangestellten das Essen serviert bekam. Ihm stand bei einem Mahl im Familienkreis das „erste Stück“ (*pervyj kusok*) zu.⁵³ Daß sich die Geschlechterrollen ungeachtet der Diskussionen um „freie Liebe“ und die Auflösung der Familie als traditionell erwiesen, zeigt sich auch daran, daß den Jugendlichen zum Teil recht strenge Moralvorstellungen von den Eltern in bezug auf die Annäherung an das andere Geschlecht eingeprägt wurden.⁵⁴

Die hier beschriebenen Beziehungen sind die einer bürgerlichen, patriarchalisch geprägten Familie, deren Mitglieder einander lieben, ehren und füreinander sorgen. Diese Familienstruktur wurde aufrechterhalten, sie erscheint sogar als isoliert von außerfamiliären Vorgängen. Materielle gegenseitige Unterstützung war selbstverständlich. Generationskonflikte ufernten

⁵⁰ Siehe die Berichterstattung in den Leningrader Tageszeitungen *Leningradskaja Pravda* und *Krasnaja Gazeta* der Jahre 1928-1930.

⁵¹ Ebd. – *Smena*, 1929, Nr. 11, S. 10f.

⁵² Rustemeyer, Angela: *Dienstboten in Petersburg und Moskau 1861-1917 Hintergrund, Alltag, soziale Rolle*. Stuttgart 1996, S. 88.

⁵³ Interview mit Zinaida Grigor'evna.

⁵⁴ Ebd. – Interview mit Marija Lionovna.

nicht aus, und die Familie war als Hort der Intimität und Offenheit bedeutsam. Das Zuhause, ob Wohnung oder Zimmer, war im Bewußtsein einer Vielzahl von Leningraderinnen und Leningrädern mit der Familie eng verbunden, und in den dreißiger Jahren gewann dieser Ort noch an Bedeutung, als er nicht nur materiell, sondern zunehmend auch moralisch in den Zeiten der Repressions- und Terrorpolitik zum Zufluchtsort wurde.⁵⁵ Daß sich die Familie trotz ideologischer Anfeindungen als sehr stabil erwies, ist ein wichtiges Ergebnis, denn die Familie bildete die zentrale Institution der häuslichen Welt und ordnete diese damit.

Die physische Trennung vieler Familien durch die Folgen des Bürgerkrieges und der Revolution sind dabei nicht zu vergessen. Die politischen Attacken auf die Institution Familie blieben jedoch, jedenfalls in den zwanziger Jahren, weitgehend wirkungslos und entsprangen nicht einer einheitlichen Politik, die auf die Ausschaltung der Familie gerichtet gewesen wäre.⁵⁶ Zwar machte sich in den Familien, die von politischer und sozialer Ausgrenzung betroffen waren, schon in den zwanziger Jahren eine ängstlich-gespannte Atmosphäre breit, die alle Familienmitglieder belastete. Die Tatsache, daß Kinder unter dem negativ bewerteten Status ihrer Eltern zu leiden hatten, gefährdete den Zusammenhalt der Familie in der Regel jedoch nicht. Gleichzeitig war die Familie nach wie vor für viele der Ort, wo offen Kritik an den bestehenden (Macht-)Verhältnissen geübt werden konnte.⁵⁷ Damit war das Zuhause ein Hort des vom Regime unerwünschten und politisch suspekten privaten Lebens.

Ein großer Teil der städtischen Bevölkerung, darunter die „Aktivisten“, pflegte zu Hause einen durchaus bürgerlichen Lebenswandel. Vielfach wurde in der Partei und im Komsomol beklagt, daß selbst ihre vorbildlichsten Mitglieder zu Hause zu spießigen Patriarchen wurden und sich ihre „häusliche Lebensweise“ nicht angemessen gewandelt hatte. Zwar gab es einige Ansätze. Ein junger Komsomolze berichtete, wie er und seine Frau versuchten, ihre Lebensweise zu reformieren, indem sie sich das Fluchen abge-

⁵⁵ Die Schilderungen der interviewten Zeitzeuginnen und -zeugen illustrieren somit einen Aspekt, den Sheila Fitzpatrick „resilience of the family“ nennt. *Fitzpatrick, Sheila: Everyday Stalinism Ordinary Life in Extraordinary Times. Soviet Russia in the 1930s.* Oxford/N.Y. 1999, S. 140.

⁵⁶ Vgl.: Ebd., S. 139, 142.

⁵⁷ Interview mit Boris Fedorovič. – Interview mit Ekaterina Gareginovna. – Interview mit Tat'jana Michajlovna. – Interview mit Zinaida Grigor'evna.

wöhnten. Zwischen den Eheleuten gab es eine Verabredung, nach der sie für jedes Schimpfwort 50 Kopeken zugunsten des gemeinsamen Kindes zahlen mußten.⁵⁸ Über die Modernisierung der Geschlechterrollen und der mit ihnen verbundenen Aufgaben wurde im Komsomol diskutiert. Allerdings stellte sich bei einer Befragung unter Komsomolzinnen und Komsomolzen eines Leningrader Arbeiterbezirks, des Vyborger Bezirks, heraus, daß die meisten jungen Männer sehr zufrieden damit waren, wenn ihre Frauen die Hausarbeit übernahmen und das als die ihnen angemessene Arbeit ansahen. Die jungen Frauen beklagten dementsprechend, daß ihre Männer dagegen waren, daß sie einer Berufsarbeit nachgingen oder eine politische außerhäusliche Aktivität aufnahmen.⁵⁹ Eine charakteristische Aussage eines jungen Mannes in diesem Zusammenhang war: „Es ist gut, daß die Frau immer kocht. Sie ist nicht Komsomolzin, die ganze Hausarbeit liegt bei ihr, darum bin ich gesellschaftlich aktiv.“⁶⁰ Das Doppelleben der Parteiaktivisten, die auf Versammlungen das eine propagierten, zu Hause aber etwas ganz anderes praktizierten, war in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre beinahe sprichwörtlich und wurde häufig an der ehelichen Treue bzw. Untreue und der Einstellung zu Familie und Ehe festgemacht.⁶¹ In der Auswertung der oben erwähnten Umfrage unter Komsomolzen wurde es zudem mit den Ansprüchen an ein behagliches Heim verbunden:

„Folgendes kommt vor. Ein eifriger Komsomolzen-Prediger, Gründer verschiedener Vereine zum Kampf mit allen möglichen Überbleibseln (*perežitki*), legt bei sich zu Hause zusammen mit der Jungfront-Uniform die Maske der Tugend ab, und unter dem gemütlichen Dach der Familie kommandiert er die Frau herum wie eine Bedienstete [...] Sehen Sie, er möchte ein wenig Wärme, Luxus, aufmerksame Fürsorge, er muß pünktlich zu Mittag essen, die Wäsche wechseln, ein Bad nehmen, so daß er den ‚dreckigen Angelegenheiten‘ fernbleibt.“⁶²

Auch innerhalb von Familien konnten die Lebensstile Gegenstand von Auseinandersetzungen sein. Ältere Parteiangehörige, die ihre ganze Energie der

⁵⁸ *Smena*, 1929, Nr. 15, S. 16.

⁵⁹ Ketlinskaja/Slepkov: *Žizn' bez kontrolja*, S. 64-67.

⁶⁰ Ebd., S. 65.

⁶¹ Seibert, Theodor: *Das rote Rußland. Staat, Geist und Alltag der Bolschewiki*. München 1932, S. 123f – Interview mit Marija Lionovna.

⁶² Ketlinskaja/Slepkov: *Žizn' bez kontrolja*, S. 64f. – Zur Jungfront- oder Jungsturm-Uniform siehe Lebina: *Povsednevnaja žizn'*, S. 216f.

politischen Arbeit widmeten, waren von dem Verhalten Verwandter enttäuscht, die leichtsinnige, zweifelhafte Vergnügungen der politischen Arbeit vorzogen. In einer Kommunalwohnung für Parteifunktionäre wohnten die Eltern von Klara Gavrilovna. Die Schwester der Mutter, die bei ihnen untergekommen war, weigerte sich, in den Komsomol einzutreten, traf sich mit Freunden zum Foxtrott-Tanzen und hatte wechselnde Liebschaften, was zu innerfamiliären Auseinandersetzungen über den „richtigen“ Lebensstil (*obraz žizni*) führte.⁶³ Hier wie im allgemeinen verschärften die Wohnbedingungen das konflikthafte Aufeinandertreffen der Lebensstile.

Ein spezifischer Lebensstil im Zusammenhang mit einer Gruppenidentität läßt sich eindeutig für die *byvsie ljudi*, die „Ehemaligen“, beschreiben, wobei hier darunter Angehörige des Adels verstanden werden. Der in den zwanziger und dreißiger Jahren sehr gängige Begriff „Ehemalige“ war nie genau definiert und konnte sehr breite Anwendung finden. Dazu zählten sowohl ehemalige Offiziere und Polizisten als auch Aristokraten und Geistliche. „Ehemaligen“ wurde häufig das aktive und passive Wahlrecht entzogen, womit sie zu *lišency* („Entrechteten“) wurden. Dieser Status brachte weitgehende Diskriminierung in der materiellen und sozialen Versorgung mit sich.⁶⁴ „Ehemalige/r“ zu sein, galt als ein Makel, von dem sich zu befreien nur unter bestimmten Bedingungen möglich war. Auch während der NĖP gehörten die so Bezeichneten zu den nicht privilegierten Gruppen, die keinerlei Vergünstigungen bezogen und auf sich selbst und ein bescheidenes Gehalt oder den Verkauf von Besitztümern angewiesen waren. Vielfach wurden sie an staatlichen Arbeitsstellen nicht angenommen oder nur kurzzeitig geduldet und mußten häufig die Stellen wechseln. Wer keine Anstellung finden konnte, versuchte, vor der Revolution erworbene Kenntnisse und Fähigkeiten einzusetzen, um damit etwas zu verdienen, zum Beispiel durch das Erteilen von Fremdsprachen- oder Musikunterricht.⁶⁵

Die Diskriminierung von „Ehemaligen“ wie auch von *nĕpmany* und *lišency* hing vielfach mit ihrer Wohnsituation zusammen. So konnten *lišen-*

⁶³ Interview mit Klara Gavrilovna.

⁶⁴ Dobkin, A. I.: *Lišency, 1918-1936*, in: *Zven'ja Istoričeskij al'manach*. 1992, Bd. 2, S. 600-628.

⁶⁵ Čujkina, Sof'ja Aleksandrovna: *Žiznennye traektorii dvorjan v sovetskom obščestve: Leningrad 1920-1930-ch godov*, unveröffentlichte Dissertation. St. Petersburg 1999, S. 78-106.

cy nicht Mitglieder der Wohngenossenschaften werden, und „Nichtwerktätige“ und „Händler“ zahlten wesentlich mehr Miete als andere.⁶⁶

Die „Ehemaligen“, die sich von anderen Bewohnern oft deutlich durch Kleidung, Manieren, Anschauungen und Sprache unterschieden, sind ein gutes Beispiel für die Wirkung der sozialen Kontrolle in den Kommunalwohnungen.⁶⁷ Die Diskriminierung dieser Gruppe manifestierte sich hier im Alltag. Die Generalswitwe E. A. Svin'ina, eine „Ehemalige“, berichtete davon 1926 in einem Brief an ihre ins Ausland emigrierten Verwandten, die ihr Geld für einen Gaskocher geschickt hatten, mit dem sie nun in ihrem Zimmer statt in der gemeinsamen Küche kochen konnte. Damit, so schrieb sie, sei sie nun „ein freier Mensch“:

„Niemand stößt mich mit den Ellbogen vom Herd weg, niemand schreit aus Leibeskräften in mein Ohr verschiedene Komplimente in bezug auf mein Alter und meine Vergangenheit. Das schwerste jetzt ist, unter dem Zorn verrohter, ungebildeter, rückständiger Personen zu leben.“⁶⁸

Durch die Revolution hatten alle Angehörigen des Adels große Verluste erlitten, und waren nun bestrebt, auf verschiedenen Wegen in einem System zu überleben, das sie ganz eindeutig auf die unterste Stufe der sozialen Hierarchie stellte. Die St. Petersburger Soziologin Sof'ja Čujkina hat in ihrer Dissertation die Lebenswege von Adligen vor und nach der Oktoberrevolution verfolgt und herausgearbeitet, mit welchen verschiedenen Strategien sie auf die völlig veränderte Situation und ihren gesellschaftlichen Absturz reagierten. Sie stellte fest, daß der Übergang von der Identifikation als „Adeliger“ zur Identifikation über den Beruf ein erfolgversprechender Weg der Integration in die sowjetische Gesellschaft war, der vielen jedoch verschlossen blieb. Obwohl viele soziale Kontakte zu Verwandten, Freunden, Bekannten unterbrochen waren, erhielt sich in den zwanziger Jahren doch eine Gruppenidentität, und dabei verloren die Unterschiede zwischen den verschiedenen Schichten der Aristokratie an Bedeutung. Bis zum Ende der

⁶⁶ Postanovlenie CIK i SNK Sojuza SSSR „O žiliščnoj kooperacii“, in: *Žilišče i stroitel'stvo. Nastol'nyj spravočnik*. Moskau 1927, S. 64-71. – Aus einer großen Zahl von Mietgesetzen z.B.: Postanovlenie VCIK i SNK RSFSR „Ob oplate žilych pomeščeniij v gorodach i rabočich poselkach“, vom 23.08.1926, in: *Bjulleten' finansovogo i chozjajstvennogo zakonodatel'stva*, 1926, Nr. 36, S. 1423.

⁶⁷ Interview mit Tat'jana Michajlovna. – Čujkina: *Žiznennye traektorii*, S. 160.

⁶⁸ Svin'ina, E. A.: *Pis'ma v Pariž (1922-1938)*, in: *Zvezda*, 1997, Nr. 11, S. 40-79, hier: Brief vom 16.10.1926, S. 52.

dreißiger Jahre vollzog sich ein Prozeß der Auflösung dieser Gruppenidentität, die zum Teil durch die Zugehörigkeit zur „alten Intelligenzija“ ersetzt wurde.⁶⁹

In den zwanziger Jahren war aber vor allem für die Eltern- und Großelterngeneration die Selbstdefinition als „Adelige“ noch sinnstiftend. Besonders weibliche, ältere Familienangehörige, für die eine Integration ins Berufsleben kaum möglich war, pochten auf Einhaltung der Rituale, die das gesellschaftliche Leben regelten. Sie können mit dem Weberschen Begriff der „Stilisierung des Lebens“ gefaßt werden, der umfassende „Konventionen“ meint, die im Sinne des Erhalts ständischer „Ehre“ ritualisiert werden.⁷⁰

Das Selbstverständnis von Adeligen hatte sich traditionell stark an der Familiengeschichte und der Generationsabfolge in der Familie orientiert, und so war es das vorrangige Ziel der Elterngeneration der zwanziger Jahre, die Kinder standesgemäß zu versorgen, wenn schon für sie selbst alles verloren schien. Zweierlei war dafür entscheidend: eine gute Erziehung und Ausbildung und ein/e passende/r Heiratspartner/in. Viele „Ehemalige“ mißtrauten grundlegend den sowjetischen Schulen und zogen es vor, ihre Kinder zu Hause privat selbst zu unterrichten oder unterrichten zu lassen.⁷¹ Es konnte vorkommen, daß Kinder dieser Familien erst in die Schule gingen, als zu Beginn der dreißiger Jahre die allgemeine Schulpflicht eingeführt wurde. Bis dahin wurden sie zu Hause, zum Teil auch in Kommunalwohnungen, von eigens angestellten LehrerInnen unterrichtet und erzogen, wobei neben Fremdsprachen der Musikunterricht eine besondere Rolle spielte. Für die ihrerseits verarmten „Ehemaligen“, die Privatunterricht gaben, stellte dies eine, wenn auch spärliche, Einnahmequelle dar. Alla Germanovna, selbst adeliger Abstammung, berichtete, daß sie als Mädchen in den zwanziger Jahren zu Hause privaten Französisch-, Deutsch-, Gesangs- und Religionsunterricht von „ehemaligen Damen“ erhielt, die das „für Groschen“ machten, um sich selbst einen Lebensunterhalt zu verdienen.⁷²

Zoja Borisovna berichtete von ihrer besten Freundin Marina, die aus einer Adelsfamilie stammte und in den zwanziger und dreißiger Jahren mit

⁶⁹ Čujkina: *Žiznennye traektorii*, S. 161f.

⁷⁰ Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 537. – Siehe auch: Becher: *Geschichte*, S. 12.

⁷¹ Čujkina: *Žiznennye traektorii*, S. 53-57.

⁷² Interview mit Alla Germanovna, geboren 1915, Interview vom 2.04.1998.

ihrer Mutter ein Zimmer in einer Kommunalwohnung bewohnte. Die beiden lebten sehr bescheiden, ernährten sich vorwiegend von Brot und Buchweizengrütze und gaben kaum Geld für Kleidung aus. Alles, was sie hatten, und das war verhältnismäßig nicht wenig, denn sie wurden vom geschiedenen Familienvater finanziell großzügig unterstützt, investierten sie in die Ausbildung Marinas. Diese genoß eine Erziehung wie eine Adlige in vorrevolutionärer Zeit, „wie Nataša Rostova“ (aus Tolstojs „Krieg und Frieden“). Marina hatte eine Erzieherin (*bonna*) und erhielt Französisch- und Gesangsunterricht. Das blieb den Kommunalwohnungsnachbarn nicht verborgen, doch es kam nicht zu Anfeindungen, denn auf diese Art der Investition waren die Nachbarn nicht neidisch.

„- Aber die Nachbarn in der Kommunalwohnung haben das doch wahrscheinlich gemerkt?

- Sie haben es gemerkt, aber sie fanden, daß die einfach Narren sind, irgendwelche törichten Leute, die da Musikunterricht oder sowas nehmen anstatt sich Schränke und seidene Kleider zu kaufen.“⁷³

Zu einer angemessenen Erziehung gehörte auch, den Kindern Standardtänze beibringen zu lassen, was angesichts mangelnder Alternativen in Privatwohnungen geschah. Tanzkurse und Kinderbälle hatten nicht nur die Funktion, den Kindern und Jugendlichen die „guten Manieren“ beizubringen, die sie nach Überzeugung der Eltern in der sowjetischen Schule nicht lernen würden. Sie hatten auch den Zweck, geschlechtsspezifische Verhaltensweisen zu erlernen und mit Gleichaltrigen des anderen Geschlechts in Kontakt zu kommen. Der Umgang mit Kindern aus „guten“, „anständigen“ Familien war ein zentrales Anliegen der häuslichen Erziehung.⁷⁴

Wie auch bei einem Teil der Studenten, die ihre Diskussionszirkel von Cafés, Mensen, Imbißstuben und Bars in Wohnungen verlegten, so ist demnach auch für die „Ehemaligen“ eine Verlagerung von gesellschaftlichen Funktionen aus der öffentlichen städtischen in die häusliche Sphäre, in die Wohnungen, zu konstatieren. Die politischen und ökonomischen Einschränkungen, auf die das Bestehen und der Besuch verbliebener gesellschaftlicher Versammlungsorte auch während der NEP stieß, führte zu die-

⁷³ Interview mit Zoja Borisovna, vom 26.06.1998.

⁷⁴ Čujkina: *Žiznennye traektorii*, S. 55ff.

ser Verlagerung.⁷⁵ Mit ihr wurde die Manifestation der Lebensstile in den Wohnungen verstärkt. Stark eingeschränkt waren diese allerdings durch die Wohnpolitik. Wo keine separate Wohnung vorhanden war, konnten in der Regel keine größeren, privat organisierten Veranstaltungen mehr stattfinden. Immerhin hatten einige Familien noch Wohnungen mit Zimmern von beträchtlicher Größe. So wurde in einem Interview von einem Wohnzimmer mit 65 m² Fläche berichtet, in dem Tanzkurse stattfanden.⁷⁶

Andere Traditionen, die die „Ehemaligen“ weiterhin pflegten, waren häusliche Musikabende und Theaterdarbietungen sowie verschiedene Spiele, die auch in bürgerlichen Kreisen bekannt und beliebt waren. Die Spiele hatten zum Teil, ähnlich wie die häuslichen Tanzkurse, die Funktion, die Jugendlichen im Kreise ausgewählter Gleichaltriger einander näherzubringen. Ein Spiel hieß beispielsweise „Flirt“. Dabei wurden reihum Kärtchen mit Aussprüchen bekannter Personen vorgelesen. Durch das Rezitieren eines Zitats konnte man jemandem der Anwesenden auf dem Weg einer literarischen Andeutung etwas mitteilen, ohne es direkt auszusprechen.⁷⁷

Wurde also im Bereich der Freizeit versucht, unter widrigen Bedingungen den gewohnten Lebensstil aufrechtzuerhalten, so spiegelte die Wohnungseinrichtung der „Ehemaligen“ schon in den zwanziger Jahren ganz deutlich ihren sozialen Abstieg. Dies ist vor dem Hintergrund zu sehen, daß vieles von den Wohnungseinrichtungen der ehemaligen Oberschichten, und nicht nur dieser, bereits während der Revolutions- und Bürgerkriegsjahre verloren ging. Im Zuge der Brennstoffkrise wurden in jenen Jahren Möbel und Bücher verheizt, Kleidung und Einrichtungsgegenstände gegen Lebensmittel eingetauscht und verkauft.⁷⁸ Während der zwanziger Jahre setzte sich für die „Ehemaligen“ dieser Ausverkauf fort. Angesichts ihrer schwierigen materiellen Situation waren sie dazu gezwungen, Möbel und andere Einrichtungsgegenstände wie Geschirr und Bilder nach und nach zu veräußern. Damit kam es zu einer weiteren Umverteilung dieser Gegenstände. Es

⁷⁵ Zu den Studenten siehe: Markov, Aleksej Rostislavovič: *Studenčestvo Petrograda v 1914-1925 godach: social'no-psichologičeskij oblik*. Unveröffentlichte Dissertation. St. Petersburg 1997, S. 104-106.

⁷⁶ Čujkina: *Žiznennye traektorii*, S. 55.

⁷⁷ Interview mit Marija Lionovna.

⁷⁸ Das geht aus zahlreichen Memoiren und Tagebuchaufzeichnungen hervor. Siehe zum Beispiel: Hippus, Sinaida: *Petersburger Tagebuch*. Berlin/Weimar 1993, S. 47, 53, 61, 83, 102.

gab Fälle, in denen ganze Familien jahrelang vom Verkauf von Einrichtung, Schmuck und Kleidung lebten. Der Angehörige früherer Oberschichten, der auf dem Flohmarkt sein Hab und Gut feilbietet, um sich von deren Verkauf am Leben zu erhalten, wurde zum Symbol der Verarmung und sozialen Ausgrenzung der „Ehemaligen“.⁷⁹

In bezug auf Wohnungseinrichtung und Freizeitgestaltung ist zu beobachten, daß bestehende materielle Ressourcen weiterhin genutzt wurden. Die Umverteilung von Wohnungen und deren Einrichtungen wirkte sich dahingehend aus, daß die Ausstattung für einen bürgerlichen Lebensstil (Möbel, Musikinstrumente, Bücher, auch Kleidung) vielen zur Verfügung stand, die bis dahin einen solchen Lebensstil nicht geführt hatten. Allerdings war die materielle Ausstattung zunächst nur eine Hülle, die mit Leben gefüllt und in Gebrauch genommen werden mußte. Es ist davon auszugehen, daß dies zum Teil geschehen ist. So konnte etwa die Übernahme häuslicher Bibliotheken den geistigen Horizont der neuen Bewohner prägen und gleichzeitig der staatlichen Literaturzensur entgegenwirken.⁸⁰

Wie bereits angedeutet, bestand in den Kommunalwohnungen die Möglichkeit zum direkten Vergleich der eigenen Lebensverhältnisse mit denen der Nachbarn. Ekaterina Nikolaevna berichtete, ihre Familie habe im Laufe der zwanziger Jahre beinahe die gesamte Einrichtung dreier Zimmer verkaufen müssen, so daß 1927 davon kaum etwas übrigblieb. Nach einem Umzug in eine Kommunalwohnung konnten ihre Mutter und sie die Ausstattung ihres einzigen Zimmers so weit verbessern, daß sie nun Vorhänge aus Gaze, einen kleinen Schreibtisch, einen Eßtisch, zwei Truhen, einen kleinen Divan und zwei Betten hatten. Wandschmuck hatten sie nicht, dafür aber Bücher. Ihr Wohnungsnachbar dagegen, der Leiter eines staatlichen Geschäfts, war in seinen zwei oder drei Zimmern prächtig ausgestattet, unter anderem mit einem Klavier, einem sehr schönen Büfett und einem Radioempfänger (dafür ohne Bücher).⁸¹ Vergleichbar wurde auch das Niveau der Ernährung.⁸²

⁷⁹ Vgl. Ball, Alan M.: *Russia's Last Capitalists: The Nepmen, 1921-1929*. Berkeley/L.A./London 1987, S. 125.

⁸⁰ Z.B.: Interview mit Klara Gavrilovna.

⁸¹ Interview mit Ekaterina Nikolaevna.

⁸² Interview mit Zinaida Grigor'evna.

Konnte die Enge in den Kommunalwohnungen in dieser Hinsicht also sozialen Neid begünstigen, so war es vor allem der Wohnraum selbst, der begehrt war, weil er zur Mangelware wurde. In Leningrad kam es, später als in anderen Städten, seit Mitte der zwanziger Jahre erneut, wie auch vor der Revolution, zur Wohnungsnot, die sich bis in die dreißiger Jahre hinein immer mehr verschärfte. Dazu führte der steile Anstieg der Einwohnerzahl seit Beginn der zwanziger Jahre und der erst spät und in geringem Umfang einsetzende Neubau von Wohnhäusern. 1926 wurde in Leningrad die erste Pro Kopf-Wohnraumnorm in Quadratmetern eingeführt. Sie wurde in den folgenden Jahren wiederholt herabgesetzt, bis sie 1930 bei 9 m² lag.⁸³ Über der Norm liegende Wohnfläche sollte abgetreten werden oder wurde mit erhöhter Miete belegt. Auf der Grundlage der Normierung von Wohnraum entwickelte sich ein differenziertes System von Privilegienzuteilung in Form von Mietminderungen oder der Gewährung von „zusätzlichem Wohnraum“.⁸⁴ Die Versorgung mit Wohnraum war schon während der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre ein eindeutiger Indikator für die gesellschaftliche Stellung.

Konflikte in den Kommunal- oder Vermieterwohnungen drehten sich demnach auch häufig um die Aufteilung des Wohnraums bzw. die Kontrolle über diesen. Charakteristische Auseinandersetzungen sind die zwischen Vermietern und Untermietern sowie zwischen Hausangestellten und ihren Arbeitgebern, wobei Untermieter und Dienstmädchen sich zu emanzipieren suchten, indem sie eigenständigen, von ihren Vermietern oder Arbeitgebern unabhängigen Anspruch auf Wohnfläche erhoben und diese zu vergrößern suchten. In diesen Auseinandersetzungen spielten die Lebensstile eine zentrale Rolle.⁸⁵ Es ist allerdings nicht einfach, zu belegen, wie sie behandelt wurden, da es üblich war, in schriftlichen Dokumenten Konflikte formelhaft zu umschreiben. So war etwa von der „Unmöglichkeit des Zusammenlebens“ die Rede, eine Formel, die auch in Gesetzestexten verwandt wurde

⁸³ *Leningradskaja Pravda*, 20.06.1930, S. 6.

⁸⁴ Postanovlenie VCIK i SNK RSFSR „O prave pol'zovanija dopolnitel'noj žiloj ploščad'ju“, vom 31.10.1927, in: *Bjulleten' finansovogo i chozajstvennogo zakonodatel'stva*, 1927, Nr. 49, S. 2031-2033.

⁸⁵ Das ergibt insbesondere eine Mikrostudie zu einer Wohngenossenschaft, die ein Haus im Zentrum Leningrads verwaltete. CGA SPb, f. 7965 (Bestand der Bau- und Wohngenossenschaften der Stadt Leningrad), op. 1, d. 3089, 3090, op. 3, d. 251, 252, 261, 265.

und ein legaler Grund für die durch ein Gericht angeordnete Räumung eines Mieters sein konnte.⁸⁶

Deutlich wird jedoch aus den Quellen, daß die hergebrachten Lebensstile während der NEP nicht unbehelligt blieben und von verschiedener Seite instrumentalisiert wurden. In Nachbarkonflikten, die häufig eine Komponente der sozialen Ungleichheit beinhalteten, wurde der Lebensstil, der sich in der Kommunalwohnung nur allzu offensichtlich darbot, zum Argument. In den Vorständen der Wohngenossenschaften, auf Bewohnerversammlungen und in Konfliktkommissionen, aber auch in zahlreichen Gerichtsverhandlungen zu Wohnkonflikten wurden Lebensstile verhandelt. Angesichts des in der Presse und in Gesetzestexten geführten Diskurses war es ein leichtes, anhand von bestimmten Merkmalen des Lebensstils „Händler“ oder „Ehemalige“ zu diskreditieren. Als Handlungsmotiv stand angesichts der Wohnungsnot das Erlangen und Verteidigen von Wohnraum im Vordergrund.

Die Wohnungsausstattung und der Lebensstil wurden in verschiedenen Zusammenhängen von Gerichten, Kommissionen und Finanzbehörden thematisiert, um den Lebensstandard einer Person zu ermitteln, wobei die Angaben der Kommunalwohnungsnachbarn durchaus von Interesse sein konnten. 1925 hieß es in der Beschreibung von Gerichtsverhandlungen, in denen es um die Miethöhe ging: „Die einen Zeugen halten die Wohnungsausstattung des Beklagten, seine Kleidung, sein Essen und anderes für sehr gut, andere für sehr bescheiden, von Armut zeugend.“⁸⁷

Obwohl die Gerichte nicht dazu neigten, Räumungsklagen stattzugeben, hofften die streitenden Parteien doch, sich unliebsamer Nachbarn entledigen zu können, indem sie deren Lebenswandel anführten. In einem Fall, in dem ein Mieter auf Räumung seiner Mitbewohnerin klagte, sagte er über sie, daß sie mit Selbstgebranntem handle und von „zweifelhaften Gestalten“ besucht werde.⁸⁸

Mit dem Einsetzen der repressiven, gegen die privatwirtschaftlich aktiven Kräfte gerichteten Steuerpolitik begannen die Besuche der berüchtigten Finanzinspektoren in den Wohnungen.⁸⁹ Verschiedene zeitgenössische Be-

⁸⁶ *Žiliščnoe Delo*, 1925, Nr. 6, S. 19-22.

⁸⁷ *Žiliščnoe Delo*, 1925, Nr. 4, S. 25.

⁸⁸ *Žiliščnoe Delo*, 1925, Nr. 6, S. 26.

⁸⁹ Ball: *Russia's Last Capitalists*, S. 70ff.

richte und Memoiren belegen, daß sie in die Wohnungen vor allem von Unternehmern und Handeltreibenden kamen, um ihnen dort die Steuerbescheide zu überreichen und die Wohnungsausstattung daraufhin zu begutachten, ob sie Hinweise auf ein hohes Einkommen gab. Konnten die Steuern nicht gezahlt werden, wurde die Wohnungseinrichtung gepfändet. Der oben bereits zitierte Maler Kudrov berichtete in seinen Memoiren, daß 1928 oder 1929 ein Finanzinspektor zu ihm in sein Zimmer kam, um eine Inventarliste seines Besitzes zu erstellen. Kudrov drohte die Pfändung und Versteigerung des Besitzes, da er zu dieser Zeit ein sehr geringes Einkommen hatte und die hohen Steuern nicht zahlen konnte, die Künstlern in einer neuen Verordnung auferlegt worden waren. Als der Finanzinspektor in sein Zimmer kam, war er erfreut, die reiche Ausstattung zu sehen und enttäuscht, als er erfuhr, daß Kudrov selbst, der zur Untermiete wohnte, davon nur die Staffelei gehörte. Daraufhin wandte er sich den Bildern Kudrovs zu, doch als er deren kubistischen Stil sah, verschwand er, ohne sich zu verabschieden.⁹⁰

Das vorrangige Interesse der Finanzinspektoren, der Gerichte und der Nachbarn für den materiellen Wert des Lebensstils wird verständlich vor dem Hintergrund, daß der Lebensstandard, neben sozialer Herkunft und Einkommen, eine der Kriterien sein konnte, nach denen Personen bestimmten (steuer-) gesetzlichen und sozialen Kategorien zugeordnet wurden, so etwa in der Steuer- und Mietenpolitik. Auf diesen Kategorisierungen baute die neue Gesellschaftsordnung auf.

Die „häusliche Lebensweise“ vieler Einwohner Leningrads hatte sich in den zwanziger Jahren als „Bollwerk jedweder Trägheit“ erwiesen.⁹¹ Bis zum Ende der NEP hatte sich an dieser Trägheit, die vom Regime als problematisch gesehen wurde, nichts geändert. Sie wurde auch für viele Parteimitglieder konstatiert. Die „häusliche Lebensweise“ zu revolutionieren, gelang nicht. Ein sowjetischer Lebensstil, der sich zur Mitte der zwanziger Jahre in den Kommunen abzeichnete und hier noch durch das Nachwirken der revolutionären Askese aus der Zeit des „Kriegskommunismus“ geprägt war, konnte sich für die breitere Bevölkerung nicht etablieren.

Zwar war die Umgestaltung der „häuslichen Lebensweise“ im Bewußtsein der Partei ein zu vernachlässigender Faktor. Andere Aufgaben, allen

⁹⁰ Kudrov: *Pamyjatnye dni*, S. 83f.

⁹¹ *Žilec. Priloženje k žurnalu Žiliščnoe tovariščestvo. Žilišče i chozjajstvo*, 1925, Nr. 18, S. 129.

voran der industrielle Aufbau, hatten zum Ende des Jahrzehnts weitaus größere Dringlichkeit. Dennoch wurde die anhaltende Rückständigkeit der „häuslichen Lebensweise“ wahrgenommen und schuf Handlungsdruck. Im Zusammenspiel mit mehreren anderen Faktoren mag sie zu der Unzufriedenheit in Partei und Komsomol beigetragen haben, die den „großen Umbruch“ von 1929 begünstigte. Die damit einhergehenden grundlegenden Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft wiederum wirkten sich auf die Möglichkeiten aus, Lebensstile zu äußern, sie zu leben.

Zum Ende der NEP wurden „Ehemalige“ und Vertreter der bürgerlichen Lebenswelten mittels der Wohnpolitik aus der Stadt gedrängt, viele *něpman*y verhaftet. Es begann die Ausweisung bestimmter Bevölkerungsgruppen aus staatlichem bzw. städtischem Wohnraum. Eine erste Ausquartierungskampagne von 1929 richtete sich gegen „Nichtwerktätige“ und „ehemalige Hausbesitzer“, betraf aber in ihrer konkreten Ausführung vor allem „Gelegenheitshändler“ und andere. Viele der wohlhabenderen Kaufleute und Unternehmer waren bis 1929 bereits in die Vororte Leningrads gezogen, wo ein bedeutender Teil der Häuser in Privatbesitz verblieben war.⁹² In einer neuen Welle von Einquartierungen konnten viele Familien ihre separate Wohnung nicht mehr als solche bewahren.⁹³

Zudem änderte sich die wirtschaftliche Gesamtsituation mit dem Ausschalten des Privathandels und der erneuten Einführung der zentralisierten Lebensmittelverteilung 1928/29 erheblich. Eine Folge des Absinkens des Lebensstandards aller Teile der Gesellschaft war die eingeschränkte Möglichkeit zur Manifestation von Lebensstilen. So wurde es zum Beispiel für viele zum Problem, Gäste mit Speisen und Getränken angemessen zu bewirten, womit häusliche Feiern seltener wurden.⁹⁴

Das Zusammenspiel verschiedener Faktoren führte zu einer Auflösung der Vielfalt von Lebensstilen und zu einer Vereinheitlichung. Hier sind neben den ökonomischen Bedingungen auch die Wohnverhältnisse in den Kommunalwohnungen zu nennen. Die eingeschränkten räumlichen Möglichkeiten und vor allem die erhebliche, von Nachbarn ausgeübte soziale Kontrolle trugen dazu bei, daß Äußerungen von Lebensstilen eingeschränkt oder unterlassen wurden, bis hin zu sprachlicher Anpassung. So waren viele

⁹² CGA SPb, f. 7384 (Bestand des Leningrader Stadtsowjets), op. 13, d. 4, l. 2-26.

⁹³ Ebd. – VKCh, 1929, Nr. 11, S. 45.

⁹⁴ Das belegen verschiedene Interviews.

„Ehemalige“ bestrebt, sich einer durchschnittlichen Lebensweise äußerlich anzupassen, damit sie mit ihrer unerwünschten Herkunft nicht auffielen. Sie bemühten sich, die Anzeichen ihrer Herkunft zu verstecken. Sie vermieden beispielsweise, ihre Fremdsprachenkenntnisse zu zeigen. Tat'jana Michajlovna, die vor der Revolution zu Hause Französisch gesprochen hatte, berichtete im Interview in bezug auf ihre Mitbewohner in der Kommunalwohnung: „Ich versuchte, die französische Sprache zu vergessen, damit sie das bloß nicht erführen, weil es klar war, wer Französisch konnte.“⁹⁵

In allen Schichten wurden religiöse Traditionen wie das Aufhängen von Ikonen oder das Aufstellen eines Tannenbaumes mehr und mehr unterlassen.⁹⁶ Einige verzichteten schon in den zwanziger Jahren darauf, Ikonen aufzuhängen, um nicht Wohnungsnachbarn oder Besuchern Angriffsfläche zu bieten. Häufig wurden sie aber erst in den dreißiger Jahren oder sogar erst nach dem Krieg abgenommen. Elena Skrjabina berichtete in ihren Memoiren, wie es dazu kommen konnte. In ihre Kommunalwohnung zog „eine Familie von Kommunisten“ ein.

„Mama war der Meinung, daß überall in der Wohnung Ikonen hängen sollten; und nicht zufrieden damit, daß sie in ihrem Zimmer schon eine ganze Ikonostasis eingerichtet hatte, hängte sie auch in eine Ecke der Küche eine Ikone. Der neue Mitbewohner bemerkte augenblicklich diese ‚antikommunistische‘ Maßnahme und zitierte meinen Mann zu sich. Die schneidende, erregte Stimme Semenovs drang zu mir herüber, der forderte, daß mein Mann sofort diese ‚Bildchen‘ (wie er sich ausdrückte) abnehmen solle, und daß die Schwiegermutter (d.h. meine Mutter), wenn sie es wünsche, unsere Zimmer damit verhängen könne, doch solle sie es unterlassen, die Zimmer der gemeinsamen Nutzung, d.h. die Küche, das Bad und den Flur zu verunstalten.“⁹⁷

Als knapper Ausblick in die dreißiger Jahre sei abschließend folgendes vermerkt: Zum einen wurden die Äußerungen der Lebensstile, die nicht den Vorstellungen des Regimes entsprachen und mit sozial ausgegrenzten

⁹⁵ Interview mit Tat'jana Michajlovna.

⁹⁶ Andererseits kam es in den dreißiger Jahren verstärkt zu einer Verdrängung religiöser Praktiken in die hausliche Sphäre. Lebina: *Povsednevnaia žizn'*, S. 138f.

⁹⁷ Diese Übersetzung ist aus dem russischen Originaltext und einer veröffentlichten deutschen Übersetzung entstanden. Skrjabina, Elena: *Stranicy žizni*. Moskau 1994, S. 84. – Skrjabina, Elena: *Von Petersburg bis Leningrad. Eine Jugend zwischen Monarchie und Revolution*. Frankfurt a. M./Berlin 1992, S. 123.

Gruppen assoziiert wurden, durch die Folgen der ökonomischen Umschwünge und der Veränderungen in der Arbeitswelt (z.B. die Einführung der Fünftageswoche) sowie die Wohnpolitik unmöglich gemacht. Einige Elemente der häuslichen Lebensstile wurden andererseits (zum Teil) in den dreißiger Jahren mit Hilfe der *kul'turnost'* legitimiert.⁹⁸ Gereinigt von den assoziativen Verbindungen zu den *něpmany* und „Spießbürgern“ wurden Sauberkeit, Ordnung und „Kultiviertheit“ vom Regime neu gewertet und massiv propagiert. Die Partielite richtete sich in ihren separaten Wohnungen häuslich ein, wobei ein bürgerlicher Geschmack nicht zu übersehen ist.⁹⁹ Der individualisierte Konsum, der von der *kul'turnost'* transportiert wurde, wirkte sich auch auf die vom Regime sanktionierten Normen für Wohnungsausstattungen aus. So gelangten Vorhänge, Blumen und Spiegel zu neuen Ehren.¹⁰⁰ Die *kul'turnost'* machte es möglich, den Kulturbegriff auch bürgerlicher Schichten aufzugreifen und die kleinbürgerlichen Elemente der Lebensweisen in neuem Licht zu präsentieren.

Daß die Familienpolitik sich in den dreißiger Jahren wieder dem Ideal der Kleinfamilie verschrieb und die Rolle der Frau trotz ihrer Berufsarbeit als Mutter und Hausfrau definierte, ist bekannt. Die häusliche Abgeschiedenheit, die in den zwanziger Jahren verdächtig und verpönt war, gelangte zu neuem Ansehen. Der sich nun herausbildende sowjetische Lebensstil entstand in den Kommunalwohnungen. Er entsprach, obwohl einfacher als seine Vorgänger, in vielem den Bedürfnissen eines stalinistischen Kleinbürgertums. Die Vereinheitlichung der Lebensstile ging mit einer Etablierung des Kleinbürgerlichen einher.

⁹⁸ Aus einigen neueren Publikationen zur *kul'turnost'*: Volkov, V. V., *Koncepcija kul'turnosti, 1935-1938 gody: sovetskaja civilizacija i povsednevnost' stalinskogo vremeni*, in: *Sociologičeskij žurnal*, 1996, Nr. 1-2, S. 194-213. – Kelly, Catriona: *Directed desires: Kul'turnost' and consumption*, in: *Constructing Russian Culture in the Age of Revolution*, Kelly, C./ Shepherd, D. (Hg.) Oxford 1998, S. 291-312.

⁹⁹ Lebina, N.B.: *Iščite ženščinu ili razmyšlenija v pustoj spal'ne*. Opyt častnogo istoriko-social'nogo rassledovanija. In: *Zvezda*, 1997, Nr. 10, S. 124-138, hier S. 128, 130.

¹⁰⁰ Z.B. bei: Perčik, L.: *Žiliščnyj vopros pri kapitalizme i socializme*. Moskau/Leningrad 1934, S. 62.

Symbolfigur des »russischen Europäertums«
– Aleksandr Puškin, 1799-1837.

Auf Simon Franks Erkenntnislehre übte Goethe einen entscheidenden Einfluß aus – »Russische Denkungsart«, wo man sie nicht vermutet. (Foto oben: NFG, Weimar)

Thomas Manns Beschäftigung mit der russischen Literatur dauerte sein Leben lang (Foto: Thomas Mann-Archiv, Zürich)

Lev Tolstoj – der »Träger epischer Riesenlasten« – war für ihn das große Vorbild.

Überwachte »Idealisten« – Mitglieder der Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg (Fotos: AKG, Berlin)

Hier scheint er sein Schicksal noch nicht zu ahnen – Genrich Jagoda, der 1938 hingerichtete Leiter sowjetischer Sicherheitsorgane (Foto: Süddeutscher Verlag, München)

1940 ereilte das gleiche Schicksal seinen Nachfolger N. Ežov. Nur Lavrentij Berija (r.) überlebte Stalin (Foto: AKG, Berlin)

»Weg mit der Küchensklaverei!« –
Neuer Alltag für neue Menschen
(Sowjetisches Plakat, 1931).

Einer der Schöpfer der neuen sowjetischen Unterhaltungsmusik – Isaak
Dunajevkij (r.). Hier zusammen mit D. Šostakovič und L. Utesov.

Modell eines »Zimmers des Aktivisten«.

Modell eines »Zimmers des Spießbürgers«.

Ausgestellt auf einer »Alltagsleben-Konferenz«,
veranstaltet vom Komsomol des Zentralen
Stadtbezirks von Leningrad, 1929. (Aus: Smena,
1929, Nr. 15 (August), S. 15.

Ein Opfer Hitlers und Stalins – Major i.G. Joachim Kühn.